

Haben nun die Brautleute den Wassergeistern den schuldigen Tribut gebracht und die angebotenen Kerzen, die Aepfel und Eier in das Wasser geworfen, so liegt dem Bräutigam nur noch die Pflicht ob, die Gäfte, d. h. die Angehörigen seines Stammes, bisweilen auch die eines anderen Stammes, auf den schließlichen Tag zur Hochzeit einzuladen. Er begiebt sich also in Begleitung zweier oder mehrerer Wärtinnen von Zeit zu Zeit, und wenn die Zigeunermitgließer ihren eigenthümlichen Tanz vorgehen, bringt er seine Einladung tangend und gewöhnlich in folgender Weise voran:

Meine Hochzeit wird (Montag) sein!
Kommt dann, bringt mit euch ein Schwein,
Geschenke werden gern geleh'n!
Wer nichts bringt, kann weiter geh'n.

Bei diesen Einladungen spielt das Getränt, der Brautweien, eine Hauptrolle.

Während der Brautjungfrau beinahe die ganze Woche mit Einladungen und Gelagen zubringt, sucht die Braut ihre sogenannten „Glücksbräutchen“ (hoät luludya) herbor und verbrennt dieselben nächstherwelle auf einem Kreuzweg. In der Johannisnacht ziehen nämlich die Zigeunerfrauen in den Wald, an die Orte, wo die in meiner transilvanischen Heimat „Himmelsfortblümlein“ (Gnephalicum divicum) genannten Blumen wachsen und binden sich alljährlich aus diesen rothen und weißen Blümden kleine Sträuße, die sie unter ihre Habseligkeiten verbergen. Sie sollen die Welsker vor Krankheit, Fergeld und „Uebere“ schützen. Wird nun das Mädchen Braut, so verbrennt es kurz vor der Hochzeit die Sträuße am Kreuzweg, damit nicht eine andere Maid zufällig einen ihrer Sträuße sich aneignet und dadurch das Netz ihres Verlobten ihr je abwendig machen kann. Vor „Uebere“ brauchen sie nicht mehr zu schätzen!“ sagte mir einmal ganz naiv eine Zigeunerbraut. Ja, tempora mutantur!

Endlich bricht auch der Tag der Hochzeitseier an, und mit dem ersten Strahl der Morgenröthe versammeln sich die Gäfte vor dem Zelte der Braut, welche die dargebrachten Geschenke: Werkzeuge, Kleidungsstücke u. dgl., in Empfang nimmt. Gut „angeheitert“ begiebt sich die ganze Bande ins nächste Dorf in die Kirche, wo der Pfarrer den Trauungsakt gar bald vollzieht und, um nur der lästigen, bettelnden Gesellschaft los zu werden, sie bescheidnnt entläßt. Ins Zeltlager zurückgekehrt wird das junge Ehepaar mit Wasser begossen und dann mit einem Beutel aus Weisefleß, gefüllt mit Stachelpfeilern, abgerieben. Das Weisefleß schützt vor Unglück und der Stachelpfeiler vor „bösem Blick.“ Dem Stachelpfeiler, der vor dem Erscheinen der Zigeuner in Europa unbekannt war und sich erst mit ihnen verbreitet hat, werden besondere Geheimkräfte zugeschrieben, die zu lösen und zu binden „den alten Mütterchen viel zu schaffen macht!“ Nach vollzogener Waschung und Abreibungszugprobe begiebt sich das junge Ehepaar in sein eigenes Zelt, wohin ihn alte Schuße, Stiefeln oder Bundschuhe nachgeworfen werden, wodurch die Durchbarkeit der Ehe gesichert werden soll. Kommt das junge Ehepaar endlich zum Vorschein, so beginnt das rechte Gelage, das nur mit gänzlicher Aufgehung aller Verträge sein Ende nimmt. Dann beginnt

Kränzen, Schären, Schleifen und sonstigen Ankerken fümreich geordnet, welche die Scenen bei ihren Gespielen einstmals und meistens benutzte. Jede der eingewandten Vorzeckronen besaß eine Station im rühmlichen Leben der Künstlerin und die einzelnen Tropfen erzählen von ihren Trümpfen auf allen größeren Bühnen Europas; das Ganze liefert eine Geschichte der Entwicklung der Künstlerin von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten Erträgen. Besonders interessant ist der Saal, in welchem Alara Ziegler alle jene Geschenke und Beweise von Sympathie aufgetheilt hat, die sie im Februar d. J. bei ihrem 25jährigen Bühnen-Jubiläum in Bamberg schloß erhielt.

Und hier, in diesem Trauerheim, umgeben von tausend theuren Erinnerungszeichen, lebt und webt Alara Ziegler; hier ruht sie aus, wenn sie reich mit Ehren beladen, von ihren Gastfreunden zurückkehrt; hier empfangt sie ihre Freunde und hier macht sie die Vorschriften zu ihren neuen Rollen.

Literatur und Kunst.

* Die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reich von D. Lurdbach, Pfarrer in Freienheilingen, Kreis Langensalza. Zweite billige Ausgabe. Breslau. Theophil Viller. 1888. 194 S. — Die evangelische Kirche am Wende-punkte ihres äußeren Geschicks. Ein Wecken an das evangelische Preußen und Deutschland. Von demselben Ver-

fasser in demselben Verlage. 60 S. Die beiden vorliegenden Schriften gehen von der Voraussetzung aus, daß durch die „in echt christlichem Geiste und brüderlich in Ehrlichkeit“ (?) erfolgten Verhandlungen der ersten orthodoxen orthodoxen General-synode „eine neue Epoche in der Entwicklung unserer evangelischen Kirche auf verheißungsvolle Weise inaugurirt“ worden sei. Die Ziele dieser Bewegung zu bestimmen und auf die Grundzüge der Kirche zurückzuführen ist der Zweck der Vergegenständlichen, deren Grundgedanke vom Verfasser selbst in dem Satze zusammengefaßt wird: „Das Leben der Kirche, das auf dem Grunde des richtig-ferdigsten Glaubens an die in der heiligen Schrift befindlichen Weltthaten und der ihm entspringenden Liebe zu den Brüdern erwacht, findet sein Wesen, seinen Bestand und natürlichen Ausdruck nicht in erlerter Lehre in einem gemeinamen dogmatischen Bekenntnis, sondern in dem gemeinamen, kirchengerichtlich geordneten und einheitlich verfaßten Handeln aller Glieder.“ Das Leben der Kirche, das auf dem Grunde des richtig-ferdigsten Glaubens an die in der heiligen Schrift befindlichen Weltthaten und der ihm entspringenden Liebe zu den Brüdern erwacht, findet sein Wesen, seinen Bestand und natürlichen Ausdruck nicht in erlerter Lehre in einem gemeinamen dogmatischen Bekenntnis, sondern in dem gemeinamen, kirchengerichtlich geordneten und einheitlich verfaßten Handeln aller Glieder.“

für das junge Ehepaar das Leben zu Zweien, bald zu Mehreren, ein Leben voll Noth und Glend, wovon wir keine Ahnung, seinen Begriff haben. Und doch inmitten des Zimmers und des Glend treibt Poesie auch hier ihre Nischen, welche sorglos und unbekümmert um das „Morgen“ geplündert werden.

Von dem Augenblicke an, wo der Sohn geheiratet hat, lockern sich allmählich die Bande der Liebe, die ihn an seine Mutter, die Bande der Gewohnheit, die ihn an seine Geschwister und Verwandten fesseln. Der Grund für diese Erschlaffung können wir wohl in dem Umstande suchen, daß der junge Ehegatte die ganze Einrichtung eines zigeunerischen Heimgelens, Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge u. dgl., von seiner Frau zugebracht erhält, deren Anverwandte und Eltern sorgsam machen, daß derjenige, welcher in ihre Sippschaft hineingehört hat, das „Vermögen“ seiner Frau nicht verschwendet. Er ist daher gezwungen, mit der Sippschaft seiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheischt, sich sogar von seinen nächsten Anverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinamen Winterquartieren, an den Orten, wo der ganze Stamm überwintert, zusammentrifft und während der Winterzeit in Berührung kommt. Betrobet er in einen „fremden“, anderen Stamm, so folgt er diesem und gehört unter die „Oberbohet“ des-jentigen Häuptlings, der an der Spitze des Stammes seiner Frau steht. Diefem Verhältnis zufolge nimmt auch das Zigeunerweib ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Die Eheleute arbeiten von einander getrennt und erwerben sich das Brot, das sie dann aber auch nicht gemeinam verzehren. Während der Winter höchstens einen geringen Theil seines Erwerbes für die Winterzeit zurücklegt, den größten Theil aber aufbebt und verbrinnt, sorgt die Frau für ihre Kleinen, mit denen sie den letzten Winters in mitterlicher Liebe theilt; ja, sie muß gar oft auch ihren Mann den ganzen Winter hindurch ernähren, wenn dieser — wie gewöhnlich — im Winter keinen Erwerb hat, während sie durch Weberei, Zauermittel u. dgl. bei den Wäuerinnen stets ein gutes Stück Geld und nebenbei auch Lebensmittel reichlich verdient. Trotzdem wird sie von ihm als Verwalterin in Kreuz und Leib, als Fremdin in höherem Sinne kaum oder gar nicht betrachtet. Zu seinem Weibe zieht ihn in erster Linie die Ähnlichkeit hin; dann aber als Behälter des Heimgelens steht er auch auf eine Gnade an und vermeidet während der rauhen Winterzeit jeden schließlichen Zwist; kommt aber der Feind ins Land gezogen und verläßt der Stamm seine Erdhöhlen, um überall im Lande herumzuwandern, da er seinen von neuem die Hohn- und Spottlieder auf die armen Weiber, deren die Volksbildung der transilvanischen Zigeuner einige Hunderte aufzuweisen hat. Rank und Streit, Konkurrenz und Fergelheit sind nun an der Tagesordnung. Eingt doch der Ehegatte stets das Weib:

Harle Schale hat die Ruh!
Jedes Weib man schlagen muß!
Stod ist stets in meiner Hand,
Mit der Schlag dem Mann gewandt —
Mit der Weisheit meinem Weib
Ist das Weib vom Hinder treib!

* Die Stellung des gegenwärtigen Glaubens-Bewußtseins zu den biblischen Wundern. Von Wilh.

Kraut dazwischen rauchen, sonst ist alles umsonst. Doch mit dem Bezügen echter Havana-Cigarren ist es nicht so leicht bestellt. In Hamburg, Amsterdam und Bremen muß man ansässig sein oder gute Freunde besitzen, wenn man Cigarren aus dem genannten Thal haben will; die übrige Welt ist nie sicher, ob sie wirklich echte Cigarren erhält. Deren große Wirkung liegt nämlich darin, daß in ihnen alle feinen Bestandtheile des vornehmsten Tabaks der Erde enthalten sind, weil sie aus den von Natur noch feuchten Blättern gerollt werden. Der aus der Havana herübergeführte Tabak, aus dem man erst in Europa die Cigarren macht, muß aus seiner Trockenheit durch Benetzung mit Wasser wieder biegsam gemacht werden, wobei eine künstlich herbeigeführte Gährung eintritt, in deren Verlauf eine Menge der feinsten Bestandtheile sich verflüchtigt. Dies ist der große Unterschied, der jedoch beim Betrachten der fertigen Cigarre selbst dem erfahrensten Kenner nicht leicht fundbar wird, und darum kommt es bei der Beschaffung von Cigarren in so hohem Grade auf Vertrauen an. Es giebt unter den Tabakhändlern in Europa nicht viele, die von so rechthaffener Offenherzigkeit sind, wie beispielsweise die Weinbändler in Bordeaux, welche einem Käufer geradezu sagen, wie er für einen gewissen Preis mit der Zusammenziehung des Weines im Falle daran ist. Was nun die Besitzer der Tabaksläden betrifft, so kennen diese ihre Waare meistens selber nicht und sind ebenfalls das Opfer von Täuschung.

Im Laufe der Zeit kommen bezüglich der Güte der einzelnen Sorten wohl Schwankungen vor; die eine Sorte geht abwärts, die andere wird besser, aber es dauert in der Regel lange, bis diese eintritt. Bei einer Waare, die vom Ausfall der Ernte abhängt, sind Schwankungen natürlich; der Tabak hat ebenso wie der Wein seine guten und minder guten Jahrgänge, namentlich in Europa. Minder dem Beispiel des Klimas unterworfen ist der Tabak in der Havana. Man sucht vorzugsweise Cigarren mit hellem Deckblatt, sogenannte Claros. Es kommen aber Ernten vor, bei welchen der Tabak wohl milde, aber dunkel ist. Bei vielen besteht das Vorurtheil, daß man dem Deckblatte bei der Bildung des Rauches zu viel Wichtigkeit beimißt, während es im Querschnitt der Cigarre doch nur eine geringe Rolle spielt und mehr den Zweck hat, das Innere luftdicht und zierlich zu umschließen. Denn unter dem Deckblatt liegt doch das sogenannte Umblatt und dann kommt der Hauptkörper, die Einlage. Wären diese und das Umblatt schlecht, so würde die ganze Cigarre trotz eines guten Deckblattes nichts taugen, und wären sie dunkel, was mügte ein helles Deckblatt. Uebrigens beißt nur die dunkle, die als Colorado und Waburo bezeichnete Cigarre wirklich reife, aromatische Blätter; der in seiner Vorliebe für die helle Cigarre Befangene kommt also eigentlich zu kurz, denn er nimmt sich eine, in welcher die feinsten Bestandtheile des Tabaks noch nicht enthalten sind. Eine andere Geschmacksrichtung macht ebenfalls Schwierigkeit. Früher nämlich wollte jedermann gut abgelagerte Cigarren haben, jetzt dagegen sind den Feinschmeckern ganz frische Cigarren besonders erwünscht, doch ist es schwer, in Europa zu jeder Zeit damit zu dienen, trotz des großen Aufschwungs der westindischen Dampfschiffahrt. Sie sind auch wirklich ausgezeichnet gut, aber nur vier bis fünf Wochen hindurch; die bis dahin nicht geraucht müssen nach dieser Zeit einige Wochen liegen, weil sie in der Keime noch eine kleine Gährung durchmachen, während welcher sie beinahe unbrauchbar sind. In diese Gährung vorüber, so gehören sie in die Reihe der abgelagerten Cigarren, von denen ich übrigens, trotz der eigenthümlichen Vorzüge der frischen, dem Leser einen reichlichen Vorrath wünsche. Eine abgelagerte Havana-Cigarre ist wohl ein heiliges Ding, und wenn sie auch nicht den Reiz der frischen besitzt, so braucht man bei ihr doch nicht jeden Augenblick zu befürchten, daß sie zu gähren anfängt, was etwas Unheimliches, ja einen Stich ins Polzeiwidrige hat. Die abgelagerte Cigarre zeigt eine mannhafteste Beschädigung; ihr Inneres hat sich ausgetrocknet und ist zu eadem Gleichmaß gelangt. Man braucht nur zu betrachten, mit welcher Ruhe dort, wo das braune Deckblatt und die reine, weiße Ache einander berühren, der künstliche Rauch sich aufwirft. Sie brennt niemals tief und fällt es unter ihrer Würde, zu fohlen. Ihr Rauch ist voll Kraft und von einer Würde, daß selbst Frauen keinen Wohlgeruch rühmen. Wenn wir uns mit einer solchen Cigarre still beschäftigen, so geht etwas von der schönen Ausgeglichenheit, die in ihrem Innern ruht, in unser

eigenes über, und wenn uns weiter ein böses Gewissen nicht plagt, wird die Befriedigung in uns erhöht und wir süßten uns zu jedem edlen Thun bereit, die Frauen haben es gern, wenn die Männer rauchen. Tragt man je nach dem Grunde, so sagen sie: Es sei so mannhaft. Darin liegt es aber nicht, denn ehe der Tabak aufsteht, gab es eben so mannhaft Leute wie jetzt. Der Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß die Frau mit ihrem feinen Spürsinn herausfühlt, wie der edle Tabak süßigend auf das Gemüth des Mannes wirkt und ihn ihrem Willen gefügiger stimmt. Mehr kann man doch von einer Cigarre nicht verlangen, als daß sie das Band, welches Mann und Weib vereint, in so milden Weise noch enger knüpft. Damit hat sie ihr höchstes Ziel erreicht.

Herstellung feiner Rosenlächchen.

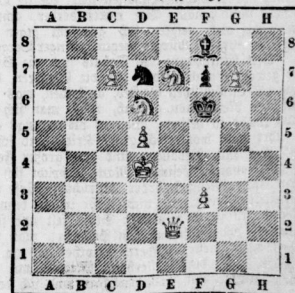
Um keine Rosenlächchen in Bergärten und vor den Häusern immer frisch und lustig zu erhalten, ist das beste Mittel, sie alle 2 Jahre umzubringen. Bei kleineren Flächen, bei denen die Kosten sich nicht hoch belaufen, ist dies, wie gelagt, das beste und sicherste Mittel. Der Boden für den Rosen wird am besten im Herbst oder Anfang des Winters hergerichtet, indem man ihn gut rügelt und namentlich darauf sieht, daß keine Klumpen, Steine u. s. w. vorhanden sind. Da die Rosenkräuter im allgemeinen einen fetten Boden lieben, so läßt man die Beete über Winter sich legen. Im Frühjahr wird dann die Ausfaat vorgenommen, die reichlich, bis zu einem Centner für den Morgen, besäen werden muß. Am besten wird zweimal hintereinander und zwar kreuzweise gesät, dadurch erzielt man einen gleichmäßigen dichten Stand. Was nun die Grösart anbetrifft, so können nur die feinsten Sorten in Betracht kommen. Unter diesen steht das Margarets oben. Es ist sehr reichblüthig, bildet keine Büsche und gibt schnell einen dichten, schönen Rosenrepp. Für größere Anlagen ist es unvermeidlich allerdings nicht zu verwenden, da es sich nicht lange Zeit in gutem Zustande erhält, für kleinere Rosenlächchen, die alle 2 Jahre umgearbeitet werden können, ist es dagegen unübertrefflich. Der Boden muß fruchtbar sein, und die Bewässerung während des Sommers eine reichliche und regelmäßige. Für leichteren, trockenen Boden empfiehlt sich eine Mischung von Viehschwanz, rothem Schwanz, Ruchgras und Kammergras.

Feusterverschluss im Winter.

Zum Schutz gegen den Winter empfiehlt das vortheilhafteste Hochentalt. Dies Thut gehört der Hausfrau“ (F. Schürmers Verlag, Berlin) einen luftdichten Feuster-verschluss aus Zellulose. Aus dieser Masse werden bleistiftartige Rollen hergestellt, und dieselben entlang dem Spund aller 4 Seiten des ausgehenden Flügels sanft angegedrückt. Wo die Rollen haften sollen ist vorher trockene Schleimstreife anzusetzen. Nach der Ausführung muß das Fenster einige Tage geschlossen bleiben.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.
Aufgabe Nr. 271.
Von J. Rieles in Golya.
(Deutsche Schachzeitung.)



Welch steht an und legt im 2. Zuge matt. (7+6.)

Büschel dünner, 50 Fuß langer Blätter hin und her schwanft. Dies sind die Palmen des Meeres und diese Waldung wächst reich in ersten Monaten empor, überdeckt weißlich den Boden, wellt und schwinde, um bald auf's neue aus dem Samen aufzuproffen.

Während die betrocknen und gelbblichen Stab- und Moos- pflanzen am Boden haften wie hängengebliebene Sonnenstrahlen, während die Riesen und Palmen des Meeres grünlich-gelben schimmern, als wären sie umspritzt vom brennenden Abendroth, iren durch diese Waldwiesen zaidige Cestere, haften wie verfeinerte Blumenblätter an den Stämmen buntgefarbter Muscheln, rudern unförmige Pottsche in stummer Verwunderung durch diese Zauberwelt und jagen gierige Haie noch spielenden Matreien oder am Tang nagenden Seebärden, während ihnen selbst der finke Pilot vorausschwimmt. Ruhig beobachtet die auf den sanft sich wiegenden Meerpalmen glänzende Meerrotter, wo sie im Sonnenschein andrauft, das Fischen, Fischen und Kämpfen um sich her, oder blidt sinnend hinüber nach den auf freien Stellen des Urwaldes wehenden Meerlilien, Walroffen und Meeradamen.

Und nicht dies die Thiere des Meeres weiden, jagen oder ruhen hier, auch der Mensch streckt seine begehrliche Hand aus und fordert Tribut. Sieh dort das stolz bemalte Schiff mit den ausgebreiteten Segelflägen! Er verschmäht es nicht, die losgerissenen Tangwälder heimzuführen, um Soda und Sod aus der bromhaltigen Tangsalze zu bereiten, oder die Korallen mit Lebensgefähr aus der Tiefe zu fischen. Der trübselige Fischer magt sein Leben, um eine Ladung Carraagen der Strömung zu entreißen und dem Apoteker zu verkaufen; während der Bewohner der Normande den angeschwemmten, verwesenden Tang wellenweit ins Land schafft, um seinen Acker zu düngen, und die Isländer und Grönländer auf ihrer fast pflanzenleeren Insel den langen Winter über sammt ihren Kindern- und Schafherden vom Wechtung und Zuckertang leben, dessen geriebene Mehlpulver ihnen die fehlende Getreideernere erzeugen muß, die Grönländerin aber mit dem rothen Weib des Purpurtrangs sich schminkt.

Widren wir nun auch einmal in einen Korallenwald, nahe der Segend Ceylons!

Sieh verurlicht sich der Märchenraum der Kindesphantasie. Die felsam verasteten Gebirge tragen lebendige Blumen. Richte Massen von Hirtoralen (Mandrinen) und Sternoralen (Mirren) kontrastiren mit den laub- und becherförmigen Ausbreitungen der Sternschiffkorallen (Euplanarien),

mit mannigfach verzweigten Stachelkorallen (Madreporen), die theils fingerförmige, theils stammarartige Aeste, theils zierliche Verzweigungen haben. Das Kororit wechelt vom lebhaftesten Grün in Braun oder Gelb, von reichem Purpur in blaßes Rothbraun bis zum tiefsten Blau. Hellrothe, gelbe und purpurschwarze Klumpenkorallen (Mulliporen) bekleiden die abgestorbenen Massen und sind selbst durchsetzt von vergrauenen Spindelkorallen (Petroporen), die dem zierlichsten Ebenen-schmuck gleichen. Daneben schwanen in Gelb oder Violett die gitterartig durchbrochenen Fächer der Hornkorallen (Sergonien), während die felsamen und abenteuerlichen Gestalten der See-sterne und Seeigel den Sand bedecken.

An die Korallenzweige selbst heften sich wie Moos die blattartigen Serinden (Mulltren) und Korallenkrusten (Echaren), wogegen die gelb, grün und purpurgestreiften Kapselmedien (Patellen) wie Schildläuse an den Aesten leben. Als Meeres-taktus in den brennendsten Farben strahlend breiten See-anemonen auf felsenen Abhängen ihre Kränge von Fangarmen aus oder schmücken flachere Beete. Um die Wäldchen der Korallen-stränder spielen die Kolibris des Meeres, kleine Fischlein, die in rothem oder blauem Metallschimmer, bald in goldenem Grün, bald in bestem Silberglanz funkeln. Dazwischen schwanen leise, wie die Geister der Tiefe, die zarten milch-weißen oder bläulichen Gloden der Medusen durch die schim-mernende Zauberwelt.

Hier jagen sich die violett und goldgrün schillernden Sphoblen und die feuergelb, schwarz und zinnoberroth gestreiften Kotteten; dort schießt wie ein Silberband mit rothen und aqurnen Lichtern der fünf Fuß lange Wandfisch durch die Gebirge, zwischen denen fabelhafte Spen in Regenbogenfarben prangen, die in phantastischer Weise entstehen und vergehen. Und dies alles ändert jeder Windhauch; jede trübselige Bewegung schafft andere Lichtspiele. Des Nachts aber leuchten wie strahlende Sterne die Medusen und Krebse, und in grünlichem Lichte schwanen die am Tage zinnoberrothe Seebeere. Nachts funkt es überall grün, gelb, roth, und durch diese Zauberwelt zieht stillschwebend der Mond sich im Silberglanze durch das Weim-mel der leuchtenden Seeferne, während von der Küste Ceylons her über den schillernden Meeresspiegel die singende Muschel wie eine Aelchbarfe ihre melancholischen Weisen ertönen läßt, zu denen aus der Ferne die Brandung des Meeres ihre erhabenen Accorde raucht.

Fr. Körner.

Land- und Hauswirthschaft.

Etwas für Raucher.

Ueber Havana-Cigarren entnehmen wir einer Ab-handlung von Johannes Ziegler in der „W. A. Z.“ folgendes: Wie es im Gemüth der Menschen beschaffen war, ehe sie Tabak rauchten, weiß man nicht genau. Sie waren derber, achteten der Schmerzen nicht viel, zeigten sich graufam gegen ihre Feinde und bestraften ihre Mitbürger wegen geringer Vergehen mit dem Tode. Seit Einführung des Tabaks sind die Sitten allmählig milder geworden und seitdem gar die Cigarren, diese feinste Erfindung des menschlichen Geistes, aufkamen, was kurz nach der französischen Revolution geschah, weiß man sich vor-Parteigefühl kaum mehr zu helfen. Weil es platterdings nicht anders geht, führt man wohl noch große Kriege und schießt die Leute todt, aber mit Bedauern und aus großer Ferne, gleichsam mit abgewandtem Gesicht. Man zerbricht sich den Kopf, ob man einen Menschmörder hirtlichen dürfe oder nicht; die Mißthäter wirft man nicht mehr in ein dumpfes Kerkerloch, sondern hält sie in reinlicher Stube fest und sorgt für ihre Sittlichkeit ohne Aufwand von Preigeln; man ver-bremt die Hegen nicht mehr, sondern heirathet sie; ja, es giebt sogar Leute, die durch altherhand Medien mit den Geistern zwischen Himmel und Erde verkehren und sich dessen rühmen, ohne fürcht, deshalb eingesperrt oder gar ausgelacht zu werden. Wir haben es seit etwa hundert Jahren weit ge-bracht, und das haben wir neben anderem auch der Cigarre zu verdanken. Wo giebt es heute noch einen König, der, wie der Vater Friedrich's des Großen, seine Unterthanen in den Straßen von Berlin eigenhändig durchprügelte! Und doch

war dieser Monarch durch den Tabak, den er aus Pfeifen rauchte, schon einigermaßen milde gestimmt. Peter von Ruß-land war noch weiter zurück; er ließ die Unterthanen, deren Verhalten ihm nicht besonders gefiel, auf der Stelle hängen oder streckte sie mit seiner starken Faust todt auf den Boden hin. Seine Kultur war von seinem Tabak noch nicht genügend angeräuchert. Friedrich Wilhelm I. rauchte Varias-Kanaier, Peter der Große jedoch den Tabak, den man damals Knäuel nannte. Hätten diese Souveräne unter dem Einflusse feiner Cigarren gelebt, so wären sie wohl glimpflicher verfahren, aber sicherlich in der Erziehung ihrer Unterthanen nicht so rasch vorwärts gekommen. Man fühlt es deutlich in seinem Innern, wie man beim Rauchen einer edlen Cigarre gebeffert wird. Drei Dinge haben einen unmittelbaren Einfluß auf das Gemüth: die Luftler, der Champagner und die Cigarre vornehmster Art. Wenn jemand einige Dutzend Luftern zu sich genommen hat, sieht er die Welt mit ganz anderen Augen an; sein Blick wird geistreich für das Anmutige in den Erscheinungen, das er auch da findet, wo er es ohne Luftern kaum vermuten würde, auch dort, wo kaum eine Spur oder so gut wie gar nichts davon vorhanden ist. Was der Seit leistet, zumal wenn man ihn aus sehr großen Gläsern trinkt, das weiß jedermann; er wirkt sofort lebend und erleuchtend, und ohne ihn hätte Schiller viele seiner herrlichsten Gedichte und Strauß seine sprudelnden Balzer kaum zustande gebracht. Mit den Cigarren aus der Luella Obajo ist es ein ander Ding; ihre veredelnde Wirkung auf das Gemüth geht lang-sam vor sich, und wenn man dieses ihrem dauernden Einflusse unterwirft, muß man fargemäß leben, nämlich nie unwürdiges

Die einzige Waffe des Weibes ist ihre Zunge, die den Mann „nicht und frist.“ Verzweifelt singt der Mann:

D. im Schnattem ist mein Weib nicht faul!
Stoß' der Teufel doch ihr böies Maul,
Nur's er ihre Zunge unwaerzagt,
Denn mich hat sie ja genug geplagt!
Ihre Zunge, ach! ihr böies Wort!
Nicht und frist und beßt in einem Fort,
Laß' mit keine Ruh' an keinem Ort!

Die Zunge des Weibes ist der Befehl des Teufels! sagt das zigeunerische Sprichwort; und da helfen nur Schläge und immer nur Schläge. Doch auch der Ehemann hilft oft nicht und der gequälte Gatte giebt seinem Weibe Brandwein, damit es sich beruhige und ihm den willkommenen Frieden nicht störe. Ein Volkslied lautet also:

Schön ist dermannstalt firnwaer,
Und drei Kreuzer find sein Paar,
Nur wenn ich noch einen find! —
Meine Frau ist langer blind!
Blind ist sie, wo liegt daran?
Seh' von ich ein lust'ger Mann!
Doch die Zunge schenere Weib!
Früht und nicht mich noch zu Tod!
Kommt' ich Brandwein ihr nicht geben,
Scheiden muß' ich aus dem Leben!

Der Best of Kindern allem knüpft die lockeren Bande zwischen den Ehegatten etwas fester. So lange die Kinder noch klein sind und sich durch Weinen nicht erhalten können, unterwirft sich der Mann von seinem Erwerb die Familie und ist auch späterhin seinen Kindern mehr zugehörig als seinem Weibe. Ein Sprichwort sagt: „Eine Frau erbt selten ihren alten Mann, aber die Kinder erhalten ihren alten Vater!“ und ein anderes Sprichwort lautet: „Eine alte Frau schlägt der Mann, aber ein Sohn läßt seine alte Mutter!“

Ein unfruchtbares Weib wird bemitleidet und geringgeschätzt und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unbalbar; denn ein unfruchtbares Weib hat — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — vor der Berechtigung mit Kampfern heimlichen Umgang gestattet. Diesen Uebel-stand durch zuverläßige Mittel abzuschaffen. Eines der ge-wöhnlichsten und schädlichsten Mittel ist, bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu essen, in welchem eine schwangere Frau befaßt worden; oder das Wasser zu trinken, in welches der Gatte Kohlen geworfen oder noch besser seinen Speichel hat zuzusetzen lassen.

Werkwürdig und erwähnenswerth ist ein besonderer Umstand, der wohl bei kultivirten, aber selten oder nie bei unkultivirten Völkern anzutreffen ist, nämlich die Achtung und Verehrung, die alten Frauen vonseiten der Zigeuner gesollt wird. Während die jugendliche Maid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet und behandelt wird, als junge Frau im Kreise ihrer Stammgenossen in keinem besonderen Ansehen steht, im Gegen-theil als ein nothwendiges Uebel beschuldigt wird, genießt die Matrone eine Achtung und einen Einfluß, durch den sie

auf alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Stammes entscheidend einwirkt. Gar häufig findet man bei den Truppen der Zigeuner uralte Frauen, die vor dem Alter schon blind und taub, sich ohne Hilfe vom Plage nicht rühren, noch weniger sich das tägliche Essen erwerben können, es sei denn durch Wahrsageret, wozu sie aber infolge ihres gebrechlichen Körpers selten Gelegenheit haben. Trotzdem werden sie von den Stamm-genossen schonungsvoll und mit besonderer Ehrfurcht behandelt. Jeber beifit sich seine Wahlzeit mit ihr zu theilen, und während seine eigenen Kinder hungriq aus dem Feuer herumlern, giebt der Vater die besten Hissen seines Wadles der Matrone, deren Segen ihn dann vor jedem Unheil bewahrt. Das Urtheil, die Meinung einer solchen Matrone wird viel höher angesehen, als der weitest Urtheilsspruch des Weisesten. Ihrem Wunsch nicht zu widersprechen, ist eine Bitte abzuschlagen, gilt für eine Todthünde.

In den seltensten Fällen überlebt der Mann seine Frau, daß aber eine Frau drei, vier Ehemänner gehabt, ist keine seltene Erscheinung, obwohl die Heirath einer Wittve oder gar eines Wittwers allseits für die größte Thorheit erlart wird Ein zigeunerisches Volkslied sagt also:

Feuer ist gar bald entfaßt,
Bläst emher der Wind mit Macht!
Wittve liebt! denn nicht genug
Sie der erste Gatte schlug!

oder

Ein Wittwer, o Nummer! freit um ein Weib,
Denn Bediegt ist ihm sein Zeitvertrieb!
Er nimmt sich ein Weibchen drum, fern und lug,
Er hatte mit der ersten ja nicht genug!
Die erste, sie starb ihm, o Nummer und Leid!
Davor sie verhoff noch ihr letztes Kleid.

Ehen zwischen Leuten von bedeutendem Altersunterschiede kommen bei den transilvanischen Zigeunern gar häufig vor, und manche bejahrte Frau hat ein blühendes Mädchen zum Ehemann, trotzdem das Sprichwort dies ungleiche Verhältnis genig drastisch darstellt, indem es also sagt: „Alter Frau ein junger Mann, so laßten Kopf ein Ramml!“ Und umgekehrt findet man alte Männer mit jugendlichen Ehefrauen. In beiden Fällen bestimmen die eine oder andere Hälfte die „Ver-mögensverhältnisse“ zu diesem, auch bei Zigeunern gar be-achtlichen Schritt. Die junge Maid wird von ihren Eltern dem Greise für ein gutes Stück Geld überlieert und muß ihm dann ohne Widerstand zur kirchlichen Trauung folgen. Was hilft's, daß sie einst das Lieb jugendlich mit voller Reife in die morgenröthliche Luft der Haide hinausgeschmettert:

Lebt ich auch noch hundert Jahr!
Junge liebt' ich immerdar!
Einen Alten brauch' ich nicht,
Wenn er mir auch Geld verpricht!

Die Eltern haben es anders gewillt, und die Zigeuerin weiß sich schon auch an der Seite eines alten Gemannes zu trösten. Trotzdem kommen unter den Zigeunern selten Ehe-scheidungen vor. Wenn auch Mann und Frau sich gar häufig

Brücker, Stadtpfarrer in Karlstraße, Hamburg 1887. Neue Folge der von Franz v. Holzschuff herausgegebenen deutschen Held- und Streifzigen. Der hier abgedruckte, seiner Zeit im Böblichen Wissenschaftlichen Redigerverein gehaltene Vortrag eines namhaften freireligiösen Theologen hat in der Presse viel Staub aufgewirbelt. Natürlich, denn wie darf man in unweihen wunderwürdigen Zeitaltern wagen, den Sak zu vertheidigen, daß ein unmittelbares Eingreifen Gottes in das Leben der Welt, die Abolition Gottes auf Erden, die Aufhebung dieses Lebens eintritt, die Abolition Gottes auf Erden, und aufhöre? Brücker geht gründlich zu Werke und führt den Nachweis, daß das moderne Denken auf zwei Wegen zur Vertheilung des Wunders gelangt sei: auf dem der philosophischen und dem der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Der Theologe erwidert die ungebührliche Auf-gabe sich mit dem modernen Weltanschauung auseinander zu legen. Es ist ganz bezeichnend, daß sie nicht logisch gewonnen war, ihre theueren Güter, das Geie einer heiligen Vergangenheit, das hat nicht nach dem Wund der Bibel, in deren Fälle die göttliche Offenbarung in die Welt eintraten war, leichten Kaufes dem neu-gestalteten Weltgebäude gegenüber preiszugeben. Die Aufgabe hat nach nicht eine Lösung gefunden, welche sich allgemeiner An-erkennung auf dem Gebiete der Wissenschaft, noch weniger auf dem der Kirche erfreuen dürfte. Der Verfasser stellt sich nar-

sorgfältiger Prüfung der einschlägigen Fragen auf die Seite der-jenigen, welche in den biblischen Wundern nicht thätigliche Vor-gänge sehen, sondern Gebilde der dichtenden Phantasie der gläu-bigen Gemeinde, die in den Wundererzählungen die Ereignisse der Vergangenheit verherrlichen. So sind sie auch von den biblischen Schriftstellern gewollt und beabsichtigt, um in ihnen religiöse Ge-danken zur anheimlichen Darstellnng zu bringen. „Zu den aus-würdlichsten der Zeit überlieferten Erzählungen über den Ein-tritt Jesu in die irdische Welt, seine herrliche Auferstehung, seine Himmelfahrt vermögen wir nur jinnvolle, gedankenerische Symbole religiöser Wahrheiten, die allerdings dem Kern des Christenthums ausmachen, zu erkennen.“

* Ein neuer Roman von Karl v. Verfall. „Ein Ver-hängniß“ ist wie die früheren dieses Autors in Verlage von Felix Bagel in Pilsen (Brosch. Preis 4.50 Mk.) erschienen. Der Verfasser hat das Wichtigste unternommen, ein Thema zu be-handeln, das mit lo rüchsiglicher Wahrheit zu lösen, nur einen einen wirklichen Talente, einer in tief fittlicher Weltanschauung gelesenen Dichternatur gelingen kann. Die Schilderung des Seelenlebens der Helin des Romans, eines alternden Mädchens, das in der langjährigen Ehe ihrer tranten Mutter „siben ge-blichen“ und sich tr e i wert gereiterten Weltkenntnis in ein erit nach harten Schicksalen und Kämpfen mit der Ehe endigendes Liebesverhältnis einleitet, ist von einer psychologischen Wahrheit und Genauigkeit, die an Glaubert und Daudet erinnert.



„von Tisch und Bett“ trennen und jedes von ihnen seiner Wege geht, am Ende kommen sie doch zusammen und verschmähen sich und wenn auch nicht früher, so doch am St. Georgstag gewiss. An diesem Tage haben die Zigeunerweiber eine Art Kränze, der, durch verschiedene wohlriechende Kräuter gewirkt, einen nicht gerade unangenehmen Geruch hat. Diesen Kränze verkaufen sie unter Freund und Feind, und jeder, der davon zehrt, muß sich bei der Gefahr — sei sie ihm auch noch so verhasst — verschonen. Diesen Kränze werden auch geheimnißvolle Wirkungen zugeschrieben, die namentlich in Viehesanftmuthen sich unweifelhaft betätigen. Manche Frau stellt ihren treulosen Mann durch diesen Kränze für immer an sich, und manche Maib raubt durch ihn Herz und Verstand des Burschen, der dann in seliger Erinnerung ihr Lob singt:

Wohl kein Weib nicht ist des Brots,
Wie mein süßes Lieb es bot
In dem Wald, beim Festtag!
Wie am St. Georgtag,
Knetet Blumen von der Au
In den Teig und frischen Thau,
Macht hinein die Liebe groß,
— Ein'and' wird ihr, der es genöth.

Ehecheidungen finden sich aus dem Grunde bei den Zeitgenossen nicht häufig, sondern höchst selten und auch dann nur aufgrund lörrerlicher Gebrechen vor, weil ja Mann und Frau in Ehen und Kassen von einander frei und unabhängig sind. Selbst Ehebruch zieht keine besonders schweren Folgen nach sich; höchstens werden die Eheiter durch ein Gebot des Häuptlings für „beschämt“ erklärt und müssen für eine längere Zeit hindurch, vom Stamme ausgehoben, allein wandern. Diese Art dauert gewöhnlich eben so lange, bis es dem Verbannten gelingt, durch ein Geschenk, gewöhnlich durch eine große Quantität Branntwein, sich die Gunst seiner Stammgenossen wieder zu gewinnen, worauf er dann freilich in den Stamm wieder aufgenommen wird und mit demselben wandern und lagern kann. Solch eine Inachterklärung, die nicht bloß in Ehesachen, sondern auch bei Thätlichkeiten u. s. w. vonseiten des Häuptlings auf allgemeines Verlangen der Stammgenossen als höchste Strafe verhängt wird, hat für den Zeitgenossen in jeder Beziehung strafrechtliche Folgen. Abgesehen davon, daß er einsam und allein die Welt durchstreifen muß, wird er überall von den Behörden angehalten, da seine einzelne Erscheinung stets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauersfrau giebt ihm ein Almosen, denn jedermann fürchtet sich vor ihm und glaubt, daß er bloß aus dem Grunde allein wandere, um desto leichter und sicherer Frevel verüben zu können. Zu all' diesen Unannehmlichkeiten, die den einsamen Wanderer auf Schritt und Tritt verfolgen, gesellt sich noch eine Art Heimweh, ein Gefühl der Verlassenheit, das sein Gemüth gar oft aus Wand und Band löst. Man muß eben den Zeitgenossen genau kennen, um die Größe der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie sehr er das jagel- und ziellose Herumschweifen in der Welt liebt, eben so sehr hängt er an seinem Stamme und allein von Ort zu Ort zu wandern, ist für ihn die denkbar größte moralische Strafe. Schon sein geschwätziges, geselliges Wesen verleiht ihm das Alleinsein. Kein Wunder also, wenn er trachtet auf welche Weise immer, auf rechtlichem oder unredlichem Wege, sich so viel Geld zu verschaffen, das genügt, seine Stammgenossen für ihn günstig zu stimmen und seine Aufnahme in den Stamm zu erwirken; dann verläßt er sich mit seinem Weibe, um nach einigen Tagen abermals handgreifliche Zwistigkeiten hervorzurufen; denn beim Zeitgenossen geht der Liebes-

mal bald zur Hölle, und dann gilt in Wahrheit und im tragischen Sinne jenes hebräische Wort des römischen Dichters: „maritus finis amorum.“ Der Hohn hat bald das Kap der Sitte umgewelt und geht über die Grenze des Erlaubten. Bald trägt der Gatte, bald die Gattin die Schuld an handgreiflichen Zwistigkeiten, — in den meisten Fällen Weide. Obendrein wird Noth und Elend getreue Gefährtin des Korrors. Doch genug! Das Kapitel der Hölleleiden ist ja in aller Welt zu groß, um es jemals zu Ende führen zu können.“ Das Echo der Leiden ist von Jahrtausend zu Jahrtausend das gleiche geblieben. Doch wäre es falsch, zu vermuthen, daß die Religion oder gar die Hoffnung auf ein besseres Jenseits den elendlichen Korrors in seinen Erbdenleiden schon bändigend voll und ganz trüste. Das ist nicht der Fall, obwohl die transsylvanischen Zigeuner fast ohne Ausnahme der griechisch-orientalischen Kirche angehören, welche eben in Siebenbürgen einen großen Einfluß auf die Gemüther ausübt. Vielmehr ist es ein resignirter Humor, welcher dem Zigeuner über alles Elend hinweghilft, und fähig er sein Ende nahen, da erfüllt ihn der Tod, dies „Fragezeichen groß und schwer“, mit Schrecken und Grauen, worauf alle die interessantesten Gebrauche hinweisen, welche das Zigeunervolk bei der Bestattung seiner Angehörigen beobachtet und die ich an dieser Stelle in flüchtigen Strichen erzähle will.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch bei ihren Leichenbestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühles aus. Es ist das die Furcht, die selbst bei höheren Stufen der Kultur, wo noch der heidnische Religionscharakter vorherrschend ist, beobachtet werden kann. So trotz der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegengeht, wenn ihn die Lebensnotz treibt, so gleichmüthig er das größte Elend, die höchste Noth erträgt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Tode erfüllt. Ihre Bestattungsgebräuche weisen auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akt der Beerdigung in der Veranschaulichung erzeugten Phänomene bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewußtsein. Furcht ist das vorherrschende Gefühl, das sich in ihren Leichenbestattungsgebräuchen, in ihrem ganzen Totenkultus überhaupt, ausdrückt. Selbst den Namen eines Verstorbenen wagen sie sich Furcht nicht auszusprechen. Blumen vom Grabe zu pflücken, gilt für todtbringend; so heißt es denn in einem zigeunerischen Volksliede:

Falsche, höle Meidenthaar!
Hör' mein letztes Wort fürwahr!
Wenn ich einst gestorben bin,
Legt zur letzten Ruh' mich hin!
Schöne Rosen bleiben dann
Auf dem Grab mir armen Mann;
Doch wer eine sich anpflückt,
Wird dem Leben bald entrückt!

Ein anderes Volkslied lautet also:

Auf dem Grab die Rose
Blüht so freundlich;
Will sie mir abbrechen,
—
Wag sie sich denn kühn!
Nehret auf dießes Grab,
Ich gekostet sie habe;
Dreß' ich sie mir ab geschwind:
In dem Grab ich Ruhe find',
—
Meinem Liebchen, meiner Ruh',
Züht mit dann die Rose zu!

(Schluß folgt.)

Unterseeische Landschaften.

(Schluß.)

Die Korallenbäume sind die Blumengewächse der Meeresgärten, die an buntem Farbenspiel die Blumen der Ländwelt weit übertreffen; und wenn die Blätter der Oberwelt erblühen und einfarbiges Dunkel sie einhüllt, da leuchtet und funkelt es in geistreichstem Glanze in den Gärten der Meerestiefe, da wimmelt es von zahllosen bunten und blühhenden unter der Glasdecke der Gewässer. Und was kein Baum der Oberwelt vermag, das kann der Tiefseebaum des Meeres: er wandelt, obgleich einstufig, auf und ab auf den Zauberdecken

des Wasserreichs; denn einige Polypen sind wandernde Pflanzen, da sie sich mit ihrem kaligen Stamme von dem Boden, wo sie sich festsetzen, losmachen und weiter zu bewegen vermögen. Ja, was kein Baum der Welt zu vollbringen imstande ist, das vollführt der kaum erdengroße Polyp; er baut große, gewaltige Steinburgen, haushohe Schiffe in seinen Korallenriffen und Koralleninseln, die den Menschen eine willkommene Heimath bieten und auf denen die schlanke Kokospalme ihre grüne Blätterkronen im Meereswinde wiegt. Wie mühsam

haut der Mensch seine Uferbäume gegen die andringenden Meeresfluten, wie klapern und raffen dabei seine gewaltigen Baumstämme! Die winzigen Polypen führen dagegen in geräuschloser Beharrlichkeit den ewigen Kampf gegen die anwallenden Sturmwellen, sie bauen Jahrhundert um Jahrhundert an ihren Rämmen, und fest, melangroße Seen schließen ihre Atolls oder Ringmauern vom Weere ab, sobald man mitten in dem unermeßlichen Indischen Ocean hundert solcher Binnenseen findet. Das ist die Macht des Kleinen.

Zunächst liegen sie da, die Koralleninseln der Malediven. Ein fotsgrüner Korallenring umschließt ein süßes, schimmerndes Binnenmeer mit weißem Sandgrund, der bei feinstreuer Beleuchtung lebhaft grün schimmert, während an der Außenseite die bunten Wogen des Meeres sich in weißen Schäumenellen an den Klippen brechen, darüber das lichte Herberblau niederflutet und bis in unendliche Ferne der Meerespiegel flimmert und schimmert, auf dem hier und da ein weißes Segel auftaucht und verschwindet. Bei den Inseln der Südsee umgeben Korallenriffe mit ihren Palmen oft in meilenweiter Entfernung eine Berginsel, an deren Fuße eine üppige Tropenbaumwelt wuchert. An der Innenseite des burghalabühtlichen Riffs sieht das Wasser still und wärmt sich beglückt im Glanze der Tropen Sonne, an der Außenseite aber tobt der Vernichtungskampf, da zürnende, schaumbedeckte Wogen gegen das Riff anrennen, um es zu durchbrechen, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein. Diese wogengerechte Dant befindet sich oft in großer Höhe an der Berginsel; bald untreif sie dieselbe in fünf bis zehn Meilen weiter Entfernung oder rogt als hoher Steinwall hoch über die niedrige Insel empor. So schlägt das Polypengeflecht den Menschen auf seiner drohenden Insel vor dem Untergange durch das vernichtende Meer; der Polyp kämpft müthig und freudig gegen das unermeßliche Weltmeer! Und wenn alle Wüster der Erde ihre Macht vereinigen, sie würden nicht die kleinste dieser Korallenbänke im Weltmeere zu bauen vermögen; die Koralle aber baut einen Theil der Erde.

Was sind denn aber diese mächtigen Polypen, diese Unselbner? Sie sind kleine gallertartige Thiere von der Größe eines Stecknadelkopfes, die einen Mund, einen Darmkanal und um den Mund herum mehr oder minder viel Fangarme haben, mit denen sie noch Beute fischen. Jeder Arm ist mit einer Menge kleiner Erbsenbeinen bedekt, aus denen ein langer, spiralförmig aufgewundener Faden mit einem Widerhaken am Ende herabhängt. Da nun der Polyp viele Fangarme hat und so selten sehr viel solcher Erbsenbeine, so müssen wir ihn uns als ein mit hundert Angelhaken nach Beute fischendes Raubthier denken. Die Serinde (Austra) hat so kleine Zellen, daß 1800 einen Quadrat Zoll bedekt. Jeder Polyp besitzt 20 runde Fühlfäden, jederseits mit 60 Wimpern bedekt. Auf einen Quadrat Zoll kommen also 3600 Fühlfäden und 18000 Wimpern. Der einzeln lebende Polyp hat einen leeren oder hohlrartigen Fuß, mit dem er sich am Boden festsetzt und meistens zeitweilen an denselben klebt. Entdecken polypenartige Schwämme diesen Fuß und schwimmen sie frei umher, so heften sie Mund und Quallen, die man sich oft wie ein totes Schwimmendes Gebilde mit herabhängenden Nervenfasern vorstellen muß. Sie haben die Gestalt eines Nesselbäumchens, von dem zahllose fadenartige Fangarme mit ihren Fangarmen ein Brennen gleich dem Nesselstich hervorbringt, so nennt man sie auch Nesseln. Sie haben einen starken phosphorescenz Glanz und sind oft in Millionen neben einander.

Die meisten Polypen bewohnen ein gemeinsames Gehäuse, in dem jeder Polyp seine besondere Zelle hat, aber durch einen Kanal mit dem Hauptstock in Verbindung steht und mit seinen Brüden in kommunischer Gemeinschaft lebt, denn was der eine von ihnen genießt, das nährt alle anderen zugleich. Diese Zellen stehen entweder röhrenartig festrecht neben einander, oder sie brechen seitlich aus den Seiten dicht neben einander hervor, oder sie wachsen wie die Blüthen an einem Mabelbaum hier und dort an dem Zweige, oder bilden eine Schleimhaut über den ganzen Bod. Diese Polypen pflanzen sich durch Theilung fort oder durch Knospung. Indem die Absterbenden versterben, wird der Stamm immer größer, wie man sich viele dieser Polypengewebe vorstellen muß als blattartige Gefäße oder niedrige Bäume von rother, grüner, gelber und schwarzer Farbe.

Die Orgelloralle des indischen Oceans besteht aus rothen festrechtigen Höhlen, welche durch Querröhren verbunden sind, und trägt grüne Polypenstämme, während die braune Gorgonie des Mittelmeeres weiße Polypen mit rothen Blüthen hat, die rothe armidee Meliaria gelbe Polypen. Die schwimmende Seekeule gleicht einer Gänsefeder, da ihre Fäden aus rothen, phosphorescenz leuchtenden Polypen bestehen; der elendliche ferleartige Seebaum birgt in seinen Höhlen blaue Polypen. Die Setanne trägt an ihren Zweigen bunte Polypenblumenglocken, und die kleine wandernde Seemannose gleicht mit ihren breiten, auswärts umgelegten Fangarmenblättern dem Cactus.

Die Polypen wachen nur bis zu einer gewissen Tiefe, etliche gehen bis 1000 Fuß hinab, andere bis 500, wieder andere nur bis 20 und 50 Fuß. Die Riffe bauende Koralle muß immer in einer bestimmten Entfernung von der Oberfläche des Meeres bleiben, weil sie sonst gleich abströdt. Die Höhe der Korallengewächse ist sehr verchieden, einige sind nur einen Zoll hoch, andere erreichen die Höhe von mehreren Ellen und die Tiefe eines mächtigen Birnbäum.

Wären wir noch einmal hinaus in die Zaubergärten der unterseeischen Wälderwelt! Der gelbe Tang schlingt sich um die zinnberohrte Koralle, über welche die Nautilusmuschel schiff mit ihren regelmäßig ausgepannten Armen. Das aufsteigende der Farben und die Quattirungen durch die mannichfach gebrochenen Lichtstrahlen, das Funkeln, Blühen der Thiere und Gewächse verriet uns in eine Fernwelt mit ihren Kristallklüffern und Wunderblumen. Welch wunderbares Leben an den Korallenbänken, welch blendendes Leuchten der Meubien durch die Burpurinsel der Tangpalmen, welch Funkenstrahlen durch die blauen und olivengrünen Heften der Algenalgen, als jagten sich Millionen Feuerwürmer durch dieselben! Welche Fülle felsamer Wälder, Krebs- und Fischgestalten, bald klumpig, bald wie zusammengeknollte Stachelbälle, bald wie langgezogene flatternde Bänder; hier rund, dort thurmartig mit zerlich ausgezackten Spigen; hier mit langen Stöpseln, mit jagder Säge bewaffnet, dort sich unsichtbar machend durch treiben ausgeprägten Saft; hier nackt und walzenförmig mit treiben folgendem Kopf dort beackert und rundbäufig; hier glanz glänzigen Ängen in unheimlichem gelben Schein, dort schaut menschenähnliche Klugheit aus schwarzen Äugen. Man könnte tagelang hinabschauen in die Tiefe und würde immer Stoff zur Bewunderung finden.

Die Tangalgebungen an der Küste Kaliforniens, sowie die Korallengärten des indischen Oceans hat Schleichen mit glänzenden Farben geschmückt, die wir in zwei Schlussgebilden wiederzugeben versuchen wollen.

An Sitta's Küste ist der Meeresboden von einem dichten Urwald bedekt; Pfanzendringt sich an Pfanze, Zweigbüschel rogt an Zweigbüschel. Den Boden bedekt die winzigen Wasserfäden, rotte Stabstängelchen (Conferen) und die braunen, roten Wurzelmoose mit ihren feingebügten goldhohen Fadenstrahlen wie ein fein gewirker Teppich, auf dem der sammetähnliche Meerelattich seine gestraupelten Salatblätter beglückt ausbreitet, eine Weiße für friedfertige Schnecken und unbedolfsene Schilfröhren. Dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Fricden in Rosenrot oder Scharlach, während an den Klippen die dunkelolivengrünen Tanggebüsch sich hinziehen, zwischen denen die prächtigen Meerrose leuchtet in zartem Farbenspiel. In großen Büschen erheben sich über diese bunten Sträucher die Meerelilien und Thalassiohyphen, die gelb, grün und roth schillernd sich bald als Nesselbäume ausbreiten, bald als mehrere Fuß lange Blätter im Strom schwanken und selten regelmäßig durchbrochen sind. Als Baum vorwärts tragen noch weitere in die Fühz hinein die 30 Fuß langen Komarien, die gleich breiten Bändern darin wachen, und welche mit den buschig verzweigten Macrocyphenarten, die unengroße Wäsen haat der Früchte tragen, im Gedränge der Weidung wachsen. Neben von einem manchetmaligen Blüthenbüschel umfaßt, nach oben zu in ein riefes großes, 50 Fuß langes Blatt sich ausweitet. Aber noch höher treibt der Meerurwald seine Bäume, denn die Meerelilien steigen 70 Fuß hoch empor, indem sie mit einer foralenähnlichen Wurzel beginnen, aus welcher her sendebändige Etel wächst, der sich immer mehr und mehr verdrückt, bis seine kelenförmige Gestalt zu einer mächtigen Blase anschwillt, auf welcher, wie ein Helmstück, ein dichter